



Komische Depressionen: Premiere für „All das Schöne“

Tatsächlich: Es gibt Millionen Dinge, die das Leben schön machen. In Duncan Macmillans Monolog „All das Schöne“ setzt der namenlose, ja, man darf sagen, Held, gespielt von Gregor Weisgerber, all diese Dinge, all das Schöne auf eine Liste. Bei der Premiere am Samstagabend im Wi.Z blieb im Publikum keiner unbeteiligt, im Wortsinn. Eine ernste und zugleich lustige Angelegenheit.

Ja, es gibt diese Menschen, die alles auf eine Liste setzen, um Gefühle und Gedanken zu Papier, in Form zu bringen. Wir kennen sie aus Nick Hornbys „High Fidelity“, der deutsche Musiker und Schriftsteller Rocko Schamoni bezeichnete sich jüngst als „Listentyp“. Und eine solche Liste, genauer gesagt eine fast endlos lange, steht im Mittelpunkt von „All das Schöne“.

Mitmach- oder Frontaltheater? Von allem ein bisschen

Was Regisseur Jonathan Giele und Dramaturgin Tina Brüggemann gemeinsam mit Weisgerber aus diesem Psychogramm eines Heranwachsenden gemacht haben, lässt sich nicht so einfach in eine Schublade stecken. Es ist weder Mitmach-, noch Frontal-, noch Improvisationstheater. Streng genommen ist es nicht einmal ein Monolog, sondern ein Dialog. Es ist von allem ein bisschen. Und Claus Wengenmayr am Keyboard macht die Musik dazu.

Zunächst zum Inhalt: Als Siebenjähriger, es ist der 3. November 1987, erlebt die Hauptperson den ersten Selbstmordversuch der depressiven Mutter. Als eine Art kindlicher Trauerbewältigung beginnt er, all die Dinge, die er schön findet, aufzulisten. Die Liste wird ihn, wie das Trauma, sein ganzes Leben lang begleiten.

Das Leben ändert sich, die Dinge ändern sich. Die Listeneinträge auch. Aus „1. Eiscreme, 2. Wasserschlachten“ wird nach dem zweiten Selbstmordversuch, er ist nun 17 Jahre alt, in den 300er-Nummern „Star-Trek-Filme mit geraden Nummern“ oder „die Stimme von Nina Simone“, später zum Beispiel „Nacktbaden“ (823). Die erste Liebe? „Die ganze Nacht durch reden“ (9999). Als die Ehe zerbricht, sind wir schon weit in den 800 000ern. Schließlich kann er den Selbstmord seiner Mutter nicht verhindern, aber er kommt mit der Angst, so zu werden wie seine Mutter, und mit seinen Depressionen klar. In der Tat: Das Stück ist ein lebensbejahender Mono- oder Dialog, je nach Perspektive. Und ein komischer dazu, der es schafft, bei allem Respekt vor Depressionen Lebensmut zu machen, der der bösen schwarzen Krankheit den Schrecken nimmt und Hoffnung auf ein gutes Ende macht.

Die Inszenierung lässt das Publikum nicht in Ruhe. Am Einlass drückt Weisgerber den ankommenden Zuschauern Zettelchen und Karten in die Hand, vorne drauf eine Zahl, hinten ein kurzer Text. Den soll man vorlesen, wenn die Nummer aufgerufen wird. Immer wieder setzt er sich ins Publikum, macht es zu einer Art Selbsthilfegruppe.

„Wir erzählen die Geschichte ja gemeinsam“

Manche Zuschauer dürfen sogar kleine Rollen übernehmen – Tierarzt, Schulpsychologin, Dozent, Freundin. Weisgerber sucht sich seine Ansprechpartner: „Wir erzählen die Geschichte ja gemeinsam.“

Dramaturgin Tina Brüggemann trifft es in ihrer kurzen Ansprache nach der Premiere ganz gut: „Eine Theatervorstellung ist immer nur so gut wie das Publikum.“

Genau. „Fantasie ist das, was das Leben erträglich macht“, sagt die Hauptperson einmal. Kann man Theater schöner beschreiben? Die Inszenierung hat auf jeden Fall das Zeug dazu, ein weiterer Punkt auf der langen Liste der schönen Dinge zu werden.



Depression und Gründe für das Leben

Theater Schauspieler Gregor Weisgerber glänzt bei der Premiere der Inszenierung von Duncan Macmillans Ein-Personen-Stück „All das Schöne“ am Theater der Stadt Aalen.

Sensibel, dramatisch, ab und an gar komisch erweist sich beim Aalener Stadttheater die Inszenierung von Duncan Macmillans Ein-Personen-Stück „All das Schöne“. Ein Kammerspiel, bei dem Schauspieler Gregor Weisgerber (Erzähler) Fingerspitzengefühl beweist, setzt er sich doch in seinem Monolog mit dem Leiden Depression auseinander, beleuchtet emphatisch, die Konsequenzen für Betroffene sowie deren Umfeld. Berührend und traurig erzählt er, wofür es sich zu leben lohnt.

In einer intimen „Lebensbeichte“ trägt er dafür Gründe zusammen. Der Stuhlkreis erinnert an das Treffen einer Selbsthilfegruppe. Die Zuschauer sitzen um eine fiktive Bühne, lauschen der Geschichte, Claus Wengenmayr steuert Musik bei. Als Kind habe er den Tod seines Hundes miterleben müssen, verrät der Erzähler. Später, wie seine depressive Mutter Selbstmordversuche unternimmt. „Es ist, als ob sich eine Falltür unter dir öffnet“, wird er im Verlauf des Stückes sagen.

Um seine Mutter aufzuheitern, schreibt er all die schönen Dinge auf, die das Leben so bereithält: „Länger aufbleiben dürfen“, „Eiscreme“, Wasserschlachten“.

Weisgerber holt sich Unterstützung. Auf Zettelchen stehen Beispiele, die zugerufen werden. 314 werden es sein. Dann gerät die Liste in Vergessenheit. Erst nach dem zweiten Selbstmordversuch wird sie weitergeführt. Nun kommt der „Geruch alter Bücher“, „Nacktbaden“ und „Nie zu alt sein, um auf Bäume zu klettern“ hinzu. Doch längst hat sich auch bei ihm eine Depression eingenistet, versperrt den Sinn für Schönes.

Schlüssig schildert Weisgerber den Weg vom Kind zum Erwachsenen, von der Angst um die Mutter bis zur Erkenntnis, selbst bedroht zu sein.

Regisseur Jonathan Giele bindet das Publikum in kleine Szenen ein. Der Monolog wird so stimmig unterbrochen, die Konzentration auf das Wesentliche neu gefasst. Die Szenerie wird dramatischer, Weisgerbers Stimme resignativer. Er weiß um die Gefahr, „dass ich mich eines Tages so elend wie meine Mutter fühle“. Er akzeptiert seine Erkrankung, findet aber Gründe, warum es sich zu leben lohnt.



Duncan Macmillans "All das Schöne"

Wenn sich die Falltür öffnet

Sensibel, dramatisch, ab und an überraschend komisch erweist sich beim Aalener Stadttheater die Inszenierung von Duncan Macmillans Ein-Personen-Stück "All das Schöne". Ein Kammerstück, bei dem Schauspieler Gregor Weisgerber Fingerspitzengefühl beweist, setzt er sich doch in seinem Monolog mit dem Leiden Depression auseinander, beleuchtet fast wie nebenbei, jedoch höchst emphatisch, die Konsequenzen einer Erkrankung für Betroffene wie deren Umfeld. Berührend und traurig erzählt er ausschweifend, warum und wofür es sich zu leben lohnt.

In einer intimen "Lebensbeichte" trägt er eine Million Gründe zusammen, zu der sich Weisgerber den Beistand einiger Mitspieler aus dem Publikum sichert. Der Stuhlkreis erinnert an das Treffen einer Selbsthilfegruppe. Die Zuschauer sitzen um eine fiktive Bühne, lauschen der Geschichte, Claus Wengenmayr steuert Musik bei. Als Kind habe er den Tod seines geliebten Hundes miterleben müssen, verrät der Erzähler. Später, wie seine depressive Mutter mehrere Selbstmordversuche unternimmt. „Es ist, als ob sich eine Falltür unter dir öffnet“, wird er im Verlauf des Stückes sagen. Ein Gefühl, das ihn nie verlässt.

Um seine Mutter aufzuheitern, schreibt der Erzähler als Kind all die schönen Dinge auf, die das Leben bereithält. "Eiscreme", "Wasserschlachten", "Länger aufbleiben dürfen". Weisgerber holt sich Unterstützung. Auf Zettelchen stehen durchnummerierte Beispiele, aus dem Publikum zugerufen werden. 314 werden es sein. Dann gerät die Liste in Vergessenheit.

Erst nach dem zweiten Selbstmordversuch wird weitergeführt. Nun kommt der "Geruch alter Bücher", "Nacktbaden" und "Nie zu alt sein, um auf Bäume zu klettern" hinzu. Kann das die Mutter umstimmen? Der Erzähler will dies glauben, spricht sich selbst Mut zu. Das Studium beginnt. Er lernt eine Frau kennen, heiratet. Doch die Beziehung geht in die Brüche. Auch beim ihm beginnt sich eine Depression einzunisten. 826977 schöne Dinge hat er inzwischen aufgelistet, doch nun fällt ihm nichts mehr ein.

Nachvollziehbar schildert Weisgerber den Weg vom Kind zum Erwachsenen, von der Angst um die Mutter bis zur Erkenntnis selbst von einer Depression bedroht zu sein. Immer wieder lässt Regisseur Jonathan Giele ihn sich unmittelbar an das Publikum wenden, bindet dieses in kleine Szenen ein. Der Monolog wird dadurch stimmig unterbrochen, die Konzentration auf das Wesentliche neu gefasst.

Die Szenerie wird dramatischer, Weisgerbers Stimme lauter, unüberhörbar resignativer. Er weiß um die Gefahr, "dass ich mich eines Tages so elend wie meine Mutter fühle." Der Erzähler akzeptiert seine Erkrankung, findet neue Gründe, warum es sich zu leben lohnt.